

Yaanga – Los Angeles

GENOËL VON LILIENSTERN

Über den Versuch mich mit dem native-amerikanischen Leben in Los Angeles in Beziehung zu setzen und wie daraus beinahe kein Projekt für das Villa Aurora-Stipendium entstand

Ich ahne schon vor meiner Reise nach Los Angeles, dass meine Projektidee, mit der ich mich erfolgreich auf ein Residenzstipendium bei der Villa Aurora beworben habe, schwierig zu realisieren sein würde. Unter dem Titel *Tongva Songs* skizzierte ich eine Arbeit, in der ich Texte in Tongva-Gabrieleño, der Sprache der ursprünglichen Bewohner des Los Angeles Bassins, vertonen würde. In der Ausschreibung des Villa Aurora Stipendiums wurde nach Projektskizzen gefragt, die sich explizit auf Los Angeles beziehen. Im Internet las ich von US-weiten, regionalen Bemühungen der ›Language Revitalization‹, der Wiederbelebung von native-amerikanischen Sprachen. Auf einer Soundcloudseite fand ich Audiobeispiele eines Tongva-Revitalization-Projektes in Los Angeles. Meine Vorstellung war, dass die Verwendung dieser Sprache einen Bewusstseinsraum schaffen könnte, der die Existenz von native-amerikanischem

Leben und indigener Geschichte in und um Los Angeles vergegenwärtigt. Ich war mir keineswegs sicher, ob dieser Gedanke einleuchtete, ethisch vertretbar erschien oder nicht bereits eine Grenzüberschreitung darstellte. Deswegen hatte ich das Bedürfnis mich mit jemandem auszutauschen, der dazu eine fundierte Meinung hatte.

Im Zusammenhang mit dem Revitalisierungsprogramm fand ich den Namen einer, auf südwestliche Nativesprachen spezialisierten Sprachwissenschaftlerin, die an der UCLA lehrt und selbst native-amerikanischer Herkunft ist. In einer E-Mail beschrieb ich ihr mein Vorhaben. Nach einigen Tagen erhielt ich eine Antwort. Sie sei gerade sehr beschäftigt. Ich solle erst das Buch *The First Angelinos. The Gabrieleño Indians of Los Angeles* (1996) von William McCawley lesen. Außerdem sei es unbedingt erforderlich, dass ich, sollte ich irgendwelche Melodien oder

Elemente native-amerikanischer Musik verwenden, um Erlaubnis fragen.

Ich war für diese Antwort dankbar, fühlte mich aber zugleich missverstanden. Ich wollte sicher keine Melodien in meine Kompositionen einbauen oder mich anderweitig an bestehender native-amerikanischer Musik bedienen. Doch wäre das Verwenden von Sprache, einer nur unvollständig, in Fragmenten erhaltenen Sprache, nicht ein ähnlich grenzüberschreitender Akt?

Wie könnte ich mich für eine kulturell verletzliche Sache interessieren, mich zu ihr in Bezug setzen, ohne sie mir in übergreifiger Weise anzueignen? Gäbe es dafür überhaupt Wege?

Ich wusste es nicht und wollte die Sprachwissenschaftlerin dazu nicht in weiteren E-Mails befragen. Ich beschloss abzuwarten, vor Ort zu schauen, ob mir jemand aus erster Hand dazu mehr erzählen könnte und ob mir dann vielleicht eine bessere Idee für eine Arbeit dazu käme. Oder ob ich einsehen müsste, dass es die beste Entscheidung wäre, dieses Projekt einfach nur als Recherche zu verstehen und nicht als etwas, aus dem ein präsentierbares Endergebnis entsteht.

Mit dem Zug nach Kalifornien

Für meinen Aufenthalt in der Villa Aurora in Pacific Palisades wählte ich eine langsame Anreise. Von New York, wo ich meine Freundin abhole, nehme ich den Zug von der Penn Station nach San Francisco. Vier Tage lang starteten wir aus dem Fenster hinaus in die monoton vorbeiziehende und sich dann aber immer wieder spektakulär verändernde Landschaft. Auf einer Karte versuchte ich nachzuvollziehen auf dem Gebiet welcher First Nation wir uns gerade befanden. Nur südlich der Großen Seen um Cleveland gelang dies für eine Weile nicht. Dort war das Leben der Ureinwohner so früh, so gründlich ausgelöscht worden, dass Unklarheit darüber bestand, wer dort eigentlich gelebt hatte.

Ich las, dass heute noch vier Millionen Natives in den USA leben. Vier Millionen von wie vielen zuvor? Darüber gibt es keine verlässlichen Informationen. Die Schätzungen liegen zwischen mindestens zehn und vierzig Millionen. Waren diese Millionen Leben ›aus Versehen‹ ausgelöscht worden, wie einige Wochen zuvor ein kanadischer Bekannter in Berlin meinte? Durch Krankheiten und den grausamen, aber irgendwie natürlichen Drang der europäischen Siedler zur ›New Frontier‹? Oder gab das Statement des ersten englischen Gouverneurs von Kalifornien Peter Hardeman Burnett ein besseres Bild der geschichtlichen Ereignisse: ›That a war of extermination will continue to be waged between the races until the Indian race becomes extinct must be expected.«

Demgegenüber schien die Devise der Spanier, unter deren Herrschaft Kalifornien zuvor stand, annähernd resthumanistisch: ›Mate al indio, salve al hombre.« Grundlegende Zerstörung der kulturellen Identität, Sprache, Lebensweise, aber die menschliche Physis aus Muskeln, Haut und Knochen durfte überleben.

Am Morgen des vierten Tages geht die Sonne über dem unendlich weiten Wüstenplateau von Nevada auf. Irgendwann beginnen sich die Berge der Sierra Nevada, der letzten Barriere vor dem Pazifik zu erheben. Der Zug kriecht langsam hinauf, vorbei am Donner Lake, bis zu schneebedeckten Höhen. Auf der anderen Seite, Richtung Sacramento, geht es bergab durch einen immer mächtiger werdenden Wald mit riesigen Nadelbäumen. Über mehrere Stunden schlängeln wir uns hinunter. In einem Anfall von Wild West-Gefühl höre ich Dvořáks *Sinfonie aus der neuen Welt* und fragte mich, welche dieser musikalischen Themen eigentlich nun die inkludierten afroamerikanischen und indianischen wären? Als es mir nicht gelingt, lese ich nach. In einem nach der Premiere veröffentlichten Artikel schreibt Dvořák: ›I have not actually used any of the Native American melodies. I have simply written

original themes embodying the peculiarities of the Indian music« und »I found that the music of the negroes and of the Indians was practically identical and that the music of the two races bore a remarkable similarity to the music of Scotland.«

08.04.2017

Chumash Day Powwow

Den Rest unseres Weges nach Los Angeles setzten wir mit dem Auto fort. Es hat zum ersten Mal seit einer Ewigkeit in Kalifornien geregnet. Das ganze Land ist mit einem unwirklichen Teppich aus orangenen Mohnblüten überdeckt. Nach drei stürmischen und verregneten Tagen fahren wir am Morgen in den Ballungsraum Los Angeles hinein. Sonne. Palmen.

Unser Ziel ist das Chumash Day Powwow. Auf einem Cliff über dem Meer hat sich eine Menge von mehreren hundert Menschen versammelt. Der Eintritt beträgt fünf Dollar. Viele Besucher*innen schlendern umher oder nehmen in einem großen Kreis aus Heuballen, Campingstühlen und sonstigen Sitzgelegenheiten Platz. Ein Sprecher macht verschiedene Ansagen.

Um den inneren Ring zieht sich ein äußerer mit Ständen, an denen Händler*innen verschiedene Dinge anbieten. Zu einem nicht kleinen Teil ist es Ethnokitsch, wie man ihn auch bei uns finden könnte: Traumfänger, Flaggen mit mystisch blickenden Huskies, Landschaftskalender. Doch es ist auch hochwertige Handwerksware dazwischen, handgefertigte Flöten, Holzschalen. Da wir Hunger haben, kaufen wir uns an einem Stand zwei Büffel-Burger.

Dann beginnt der offizielle Teil des Powwows. Der Sprecher kündigt den »Big Entry« an. Es ist der Einzug und die Ehrung aller diesjähriger Teilnehmer. Acht Männer mit Sonnenbrillen und schwarzen Zöpfen beginnen simultan mit langen Stäben auf eine große

Trommel zu schlagen. Dazu stimmen sie einen hohen, durchdringenden Gesang an. Im ersten Moment klingt es tatsächlich nach »Heyja Heyja Heyja!«, wie man es vielleicht erwartet hätte, wenn man mit Lucky Luke, Karl May und Italowestern sozialisiert ist.

Dann zieht eine lange Menschenschlange in die Arena ein. Viele von ihnen tragen Schellen an ihren Füßen, die mit ihrem hellen Klirren die Luft erfüllen. Ein Meer aus virtuosen, bunten Kostümen mit Adlerfedern und Fransen, Menschen mit Lederlendenschurzen und roten Stirnbändern, Flaggen bilden einen großen, kreisenden Strudel. Wir schauen uns an. Gänsehaut.

Es folgt eine Willkommenheißung. Zuerst wird der diesjährige Spiritual Leader genannt, ein Chumash Elder. Dann folgt die Begrüßung verschiedener Würdenträger*innen und Familien, die aus Bundesstaaten bis nach Oklahoma zu diesem Powwow gereist sind. Es ist ein intertribales Powwow, also ein stammesübergreifendes.

Darauf folgt eine Würdigung der Veteranen. Korea, Vietnam, Irak. Ganz wichtig in der US-amerikanischen Gesellschaft und auch hier hat es einen sehr hohen Stellenwert. Zuletzt wird auch der Bürgermeister von Malibu willkommen geheißen. »So here they are gathered: The so called »extinct« Indians«...!« ruft der Sprecher.

Es werden Ansprachen gehalten, es wird Verstorbener gedacht, über Programme gegen häusliche Gewalt und Alkoholismus informiert. Der Spiritual Leader erzählt die Geschichte der Rainbow Bridge, einem oft erzählten Märchen der Chumash Natives. Viele der Kostüme sehen aus, als seien sie alt, historisch, ins Hier und Heute gerettet. Adlerfedern seien heilig und sehr viel Wert, wird erklärt.

Doch dann eilt zu besonders markanten, treibenden Trommelrhythmen eine Gruppe mit überdimensionierten, grellfarbigen Federbauschen in die Mitte des Kreises. Ihr Tanz ist anders. Sportlich, ambitioniert, rastlos. Ich habe Assoziationen an Fantasyfilme



Chumash Day Powwow, Malibu
© Genoël von Lilienstern

aus den Spätsiebzigern und Step-Aerobic.
»Please welcome the Aztec Dancers.«

Am späten Nachmittag fährt ein großer, grüner Bus an den Rand des Geländes. Auf ihm steht »Morongo Band of Cahuilla Mission Indians«. Der Sprecher sagt, endlich seien die Brüder aus der Wüste gekommen, um ihre Bird Songs vorzutragen. Das allgemeine Interesse und der Respekt scheint sehr groß zu sein. Die Cahuilla Natives stellen sich in einer Reihe von vielleicht zwanzig Menschen auf. Männer mit großen Kürbissrasseln, ihnen gegenüber eine fast gleiche Anzahl von Frauen in weiten Stoffröcken. Sie singen einen hypnotisch anmahnden Gesang, der lange Zeit um eine einzige Tonhöhe kreist. Dazu tanzen die Frauen in ihren Kostümen und sehen fröhlich aus.

Drei Besuche an kalifornischen Universitäten

Das berühmte California Institute of the Arts befindet sich in Valencia, etwa vierzig Meilen nördlich von L.A. Im wüstigen, künstlich begrüneten Nirgendwo. Die Stimmung auf dem Campus ist offen, quirlig, experimentell. Junge, männliche Studierende laufen in Rücken herum. Hier werden Identitäten neu definiert, kritische Fragen gestellt, denke ich. Ich halte eine kleine Gastpräsentation in der Kompositionsklasse von Anne LeBaron. An einer Stelle komme ich auf meine Recherche

zu sprechen und frage aus Neugierde: Was glaubt ihr wie viele der kalifornischen Native Tribes bis heute überlebt haben? Verlegene Gesichter. Ein Student versucht vorsichtig eine Antwort: Keine?! (Tatsächlich haben Mitglieder der meisten Stämme überlebt.)

An der Long Beach University halte ich den gleichen Gastvortrag. Ich frage die Studierenden, ob sie einen Ort kennen, der mit native-amerikanischer Kultur zu tun hat. Alle verneinen dies. Ich erkläre ihnen, dass sich direkt vor dem Campus, neben dem Hauptparkplatz Puvungna befindet; ein Baumkreis, der so etwas wie die heilige Stätte sowohl der Tongva als auch der weiter südlich ansässigen Acjachemen Natives ist.

Von der Villa Aurora wird mir eine Anfrage der Loyola Marymont University weitergeleitet. ...hat von meinem Projekt, das auf die Tongva Bezug nimmt, erfahren und lädt mich auf den Campus ein. Vor Ort zeigt sie mir geduldig die Räume ihres Departments und führt mich dann anschließend an einen Aussichtspunkt am Rande des Universitätsgeländes, die auf den Hügeln des ... liegt. Wir überblicken ein Neubaugebiet, das sich in einer Ebene von hier bis zum Meer nach Marina del Rey zieht. Das sei jetzt so eine Art Silicon Valley von Los Angeles, sagt sie. Es habe vor dem Bau lange Verhandlungen mit den Tongva gegeben, denn in diesen ursprünglichen Sumpfbereichen haben sich Friedhöfe von ihnen befunden. Letztlich wurde das Land bebaut, doch zuvor wurden alle bekannten Gräber geöffnet, die Gebeine der Toten geborgen und an einen anderen Ort gebracht. Im Inneren der Universität gibt es einen Schaukasten und Infotafeln zu den Tongva Natives.

...lädt mich ein mit den Studierenden einer Präparationsklasse ein Kunstprojekt zu machen, das sich auf native-amerikanische Geschichte bezieht. Leider reicht meine Zeit dafür nicht mehr und ich weiß zu diesem Zeitpunkt auch immer noch nicht, wie es gehen soll, dass man als Nicht-Indigener native Kultur zum Inhalt eines Kunstprojekts macht.



Puvunga, Tongva & Acjachemen Sacred Site, Long Beach University © Genoël von Lilienstern

Der Bear Dance beim Annual Hawaiian Gardens Friendship Powwow

Zahlreiche Powwows und Buffalo-Burger später. Auf die Veranstaltung war ich durch Jimi Castillo, einem spirituellen Leader der Tongva/Acjachemen, aufmerksam geworden. Er erklärte mir, dass er bei diesem Powwow durch einen Bärenanzug führen würde. Was das genau heißen könnte, wusste ich nicht, aber es klang vertraulich und wichtig. Vielleicht gab es da auch so eine Hoffnung einen Teil native-amerikanischer Kultur kennenzulernen, der sich etwas echter anfühlt, als die repräsentativen Abläufe der Powwows, die ich bisher kennenlernen konnte. Powwows sind in der Form, wie es sie heute gibt, eine relativ junge Institution und manche verstehen sie auch als Ersatz, als neue Tradition für Native Tribes, die ihre alte orale Tradition verloren haben.

Ich mietete mich in einem Airbnb in einem typischen amerikanischen Suburb bei einer aus Schweden stammenden Frau namens Inger ein. Diese Community hier wirkte sauber und sicher. Nur zehn Fußminuten entfernt, wenn man hier zu Fuß gelaufen wäre, findet auf einem Sportplatz das Annual Hawaiian Gardens Powwow statt. Inger weiß davon nichts, aber sie findet mein Interesse für diese Veranstaltung nicht abwegig. So finde ich mich auf dem Sportplatz ein und verfolge, auf einer Bank sitzend, das Geschehen. Der Ablauf, den ich nun schon ein wenig kenne, entfaltet sich. Big Entry mit allen wichtigen Würdenträgern, die von einem, immer betont zu Späßen aufgelegten Sprecher begrüßt werden. »Show 'em some love!« Anschließend: die Veteranen. Dann Big Time, der Tanz eines bestimmten Stammes, beispielsweise der Kiowa Natives. Zwischendrin immer der, für den Powwow-Stil charakteristische Heya-Heya-Gesang an der Haupttrommel.

Dann wieder die energetischen Aztec Dancers. Der Sprecher spricht leicht belustigt

von »Native Pilates«. So langsam bekomme ich aber das Gefühl, dass diese Aztekentänzer, traditionell verwurzelt oder nicht, die indigene Identität sehr ernst nehmen. In einer kurzen Präsentation erklären sie, diese Form des Sports jeden Tag zu machen. Auch kämpfen sie für das Recht ihren Kindern aztekische Vornamen wie Yolotli oder Icnoyotl zu geben.

Die Stunden des Tages verstreichen. Gegen Abend findet das Powwow sein offizielles Ende. Ein großer Teil der Besucher*innen strömt zu den Parkplätzen. Ich bin ein wenig enttäuscht darüber, dass das wohl doch nur ein Powwow war, wie all jene, die ich bisher besucht habe. Doch dann höre ich einige

finde ich es schade, dass ich diesen Moment nicht festhalten werden kann. Die Lichter der Sportplatzscheinwerfer erlöschen.

»Can you handle a bear?« fragt nun Jimi. »Yes!« heißt es aus der Runde. Can you handle two bears? Yes! Can you handle four bears? Yes! »Someone said he can handle ten bears...«

Ein Moment der Stille kehrt ein. Dann wird zu langsamen Trommelschlägen von einem Mann ein Lied in einer mir unbekannt Sprache intoniert. Es ist der Beginn des Bärenanzes. Die Stimme klingt tief und feierlich, vielleicht auch bedrohlich.

Nach einer Weile wanken vier Männer mit gebückter Haltung in die Mitte des Kreises.

Es ist der Beginn des Bärenanzes. Die Stimme klingt tief und feierlich, vielleicht auch bedrohlich.

Leute das Wort ›Bear Dance‹ leise untereinander austauschen. Also bleibe ich sitzen und wartete ab, was noch geschehen würde.

Als ein Großteil der Besucher*innen verschwunden ist, tritt Jimi Castillo, den ich nun wieder erkenne, in die Arena und spricht ins Mikrofon: »I welcome you to the Annual Hawaiian Gardens BEAR DANCE.«

Alle verbliebenen Besucher*innen finden sich langsam in der Mitte ein. Dort brennt in einem Loch nun ein Feuer. Die Stimmung wird lockerer, gelöster. Die Menge aus vielleicht einhundertfünfzig Leuten bildet stehend einen großen Kreis. Jimi Castillo hält längere Vorreden, während das Feuer, so scheint es, einen bestimmt glühenden Zustand erreichen muss. Er spricht vom Tabak, der mit dem Bürgermeister von Hawaiian Gardens geraucht worden war, was wohl so viel zu bedeuten scheint, wie dass man über Angelegenheiten der Natives gesprochen und sie verbindlich geregelt hat. Es wird wiederholt dem ›Big Spirit‹ gedankt. – Dann die wichtige Ansage: »Kein Filmen, keine Tonaufnahmen! Wir machen Kontrollen. Wer dagegen verstößt ist raus.« Strenge Blicke. Für einen Moment

Sie sind in abgezogene Bärenfelle gehüllt, an denen Schnauze und Ohren deutlich zu erkennen sind. So sehen sie selbst ein wenig wie Bären aus. Wie benommen tapsen sie, scheinbar ziellos umher und nähern sich einzelnen Teilnehmer*innen. Plötzlich wird einer der Teilnehmer von einem ›Bären‹ aus dem Kreis herausgezerrt. Er wird, vom Bären umklammert, in die Mitte geführt und muss dort nun, so scheint es, mit diesem Bären kämpfen. Es ist wohl eine rituelle Versinnbildlichung davon, dass man sich einem Dämon, einem Problem oder einer Krankheit stellen und diesen mit aktiver Kraft begegnen muss. Jetzt hoffe ich, dass nicht ich auch von so einem Bären angefallen und zum Kampf rausgezerrt werde. Da nicht mitzugehen, wäre ganz sicher würdelos. Außerdem habe ich eine Zeit lang echten Respekt vor diesen Bärenarstellern. Ich gehe davon aus, dass sie unter dem Einfluss von Peyote stehen. Der Gebrauch dieser berausenden Kaktus-Knubbel ist mittlerweile in den Comunitities im ganzen Südwesten verbreitet.

Nachdem mehrere Teilnehmer*innen, vor allem jüngere Männer, mit Bären kämpfen

mussten, was sich in Form eines trägen Gerangels vollzieht, wird die Stimmung allmählich gelöster. Ein zuvor total verängstigtes Kind auf dem Arm einer Mutter in meiner Nähe streckt nun vorsichtig seine Hand aus, um einem der Bären, der sich wälzend an dem Kreis der Menschen entlang schiebt, über den Kopf zu streichen.

Die Bären verschwinden irgendwann und der Kreis aus Menschen bildet eine langkettige Polonaise, die sich, teils rennend, immer weiter ineinander verschlingt. Viele Leute lachen. Ich komme in einer Pause ins Gespräch mit einem jüngeren Teilnehmer. »Woher kommst Du?« »Aus New York. Es ist erst mein zweiter Bärenanzug, aber es macht sooo viel Spaß.«

Garmonbozia

Zurück in meinem Airbnb bei Inger schaue ich die aktuelle, neue Folge der dritten, besonders experimentellen Staffel von Twin Peaks. Dort wird Agent Cooper (der Böse) während einer Autofahrt durch eine der Landschaften im Südwesten der USA von einem eigenartigen Anfall heimgesucht. Von

Krämpfen geschüttelt muss er eine gelbe Masse, Garmonbozia, erbrechen. Anderswo in Twin Peaks wird klar, dass Garmonbozia »creamed corn« ist, ein TV-Dinner Fastfood, dass man in sich hineinschlingt, während man auf den Bildschirm starrt. Eine der zahllosen Youtube-Analysen deutet Garmonbozia als Symbol für den Genozid an der native-amerikanischen Bevölkerung. Zerschlagener, zerstoßener Mais.

In Twin Peaks passieren unerklärliche Dinge. Verborgene Kräfte lenken Handlungen und Konflikte und die Charaktere sind entsetzt und verwirrt über die Existenz dieser dunklen, absonderlichen Energien.

Irgendwie fängt das ganz gut ein, was ich hier in Kalifornien empfinde, dem »Golden State« über dem trotzdem immer ein Melancholieschleier hängt. Der Genozid an der indigenen Bevölkerung ist in den USA natürlich bekannt, aber es scheint als wollte er vielen Menschen nicht in seinem vollen Ausmaß bewusstwerden. So schwelt er als düstere Tatsache im Untergrund. Doch immer wieder gibt es Eruptionen, in denen dieser Schmerz und das Unrecht hochkommt und in denen Garmonbozia erbrochen werden muss.



Twin Peaks, Dritte Staffel. Der Böse Cooper erbricht Garmonbozia © Lynch/Frost Productions



Navajo Nation bei Monument Valley, Arizona © Genoël von Lilienstern

Navajo Nation

Ich fahre zwei Tage lang Richtung Osten zum größten Reservat der Staaten, um schließlich am späten Abend mit dem Auto in Shiprock, New Mexico umherzuirren, in der Hoffnung irgendwie mein Airbnb zu finden. Ich habe nur die GPS-Koordinaten. Doch GPS kann

ruhig noch ein paar mehr Leute für die native Kultur in den USA interessieren.

Sie schlägt mir vor, dass ich an einem der kommenden Tage ihren Onkel James C. Joe besuche. Der wohne irgendwo da draußen, und habe in einem Bauwagen sein Künstlerstudio. Er sei Musiker und Sand Artist. Das Treffen kommt tatsächlich zustande, auch wenn Nathaly zwischendrin nicht mehr genau

Es gebe ein Komitee, das neue Gesänge zulässt oder ablehnt.
So etwas darf natürlich nicht einfach jeder komponieren.

man hier nicht empfangen. Straßennamen gibt es keine. Endlich ruft mich Nathaly, meine Gastgeberin an und lotst mich über einen Schotterweg zu ihrem Haus.

Der Empfang ist sehr herzlich. Ich erzähle ein bisschen von meiner Recherche und dass ich hergekommen sei, um einen Ort kennen zu lernen, an dem auch im Alltag noch eine native Sprache gesprochen wird. Nathaly findet das okay und meinte, es können sich

weiß, wo ihr Onkel wohnt, während wir offroad auf einer grasbewachsenen, tumbleweed-durchrollten Ebene herumkurven. James ist ein sehr souveräner, freundlicher, humorvoller Mann. Er habe schon in einigen Western mitgespielt. Die brauchten da immer, du weißt schon, so Indianergesichter, sagt er.

Ich frage ihn, ob es bei den Diné (Navajo) Komponisten gäbe. Er meint, ja eigentlich schon. Jeder könne, wenn er wolle, ein Lied

erfinden. Besonders beliebt seien Stücke über Tiere, zum Beispiel Hunde. Gleich darauf gibt er, von einer Rahmentrommel begleitet, einen solchen Hundesong zum Besten, während dem er immer wieder herzhaft bellt. Nun, das

beginnen, sondern auch hier bei uns, innerhalb der native Community für hitzige Debatten sorgen. Beispielsweise hast Du sicher von Peyote gehört und den damit verbundenen Ritualen. Nun, manche von den strengen

Man darf dann eben nicht so tun, als wäre man
Teil der Kultur, sondern muss eine
Artikulation der eigenen Außenperspektive finden.

sei eben ein lustiges Lied. Unterhaltungsmusik. Anders sei das mit heiligen Gesängen. Das sei streng geregelt. Zu streng vielleicht. Es gebe ein Komitee, das neue Gesänge zulässt oder ablehnt. So etwas darf natürlich nicht einfach jeder komponieren.

Wie er eigentlich das Thema der kulturellen Aneignung, Cultural appropriation, sehe, frage ich ihn.

Schau mal, sagt er. Wir beide tragen doch Basecaps. Das ist ein kulturelles Symbol, das heute universell ist, aber das man auch irgendwie mit Los Angeles verbindet. So eine Mischung aus Sonnenschutz und Gangsterlook. Dass kulturelle Güter von einer Gruppe auf eine andere Gruppe übertragen werden, ist ja eine recht normale Sache in dieser Welt. Gut, aber was wäre, wenn jetzt jemand kommt, ein Weißer wie ich und eine Melodie aus der Diné-Folklore in seine Musik einbauen wollen würde. Das wäre prinzipiell möglich, meint er. Du musst dann halt bloß den Komponisten um Erlaubnis fragen.

Und wenn man den nicht kennt? Dann wird es ein bisschen schwieriger, lacht er. Aber besonders wichtig wäre die Frage, ob das, was man verwendet, ein Stück Unterhaltungsmusik wäre, wie das was er eben gesungen habe oder ein Sacred Chant. Einen heiligen, rituellen Gesang solle man auf keinen Fall benutzen.

Weißt Du, es ist aber so, fährt er fort, dass diese Diskussionen nicht erst zwischen Weißen und irgendwie indigenen Kulturen

ren Elders sagen, das hat bei uns gar nichts zu suchen. Das gehöre ja zur Tradition der Ute Natives. Deren Gebiet beginnt keine 20 Meilen nördlich von hier. Trotzdem sind die der Meinung, das gehöre nicht zu unserem traditionellen Zeremoniell. Im ganzen Südwesten wird das mittlerweile praktiziert und es kommt aus unserer Gegend, aber die sind strikt dagegen.

Also wenn Du mich fragst, kann man das mit diesen Regeln, Verboten und der Vorstellung einer ›reinen Kultur‹ auch übertreiben. Man kann das nicht einfach schockgefrieren. Diese Dinge sind immer in Bewegung gewesen.



Gespräch mit James C. Joe, Shiprock, New Mexico
© Genoël von Lilienstern



Places of Yaanga, Malibu Creek State Park, Drehort von *Planet of the Apes* © Genoël von Lilienstern

Places of Yaanga

Ich habe das Gefühl, man muss für sich, in einem Prozess, die richtige Balance in seinem vorsichtigen Interesse für einen kulturell verletzlichen Komplex finden. Ignoranz oder unrealistische Überhöhung müssen natürlich unbedingt vermieden werden. Aber, da bin ich mir jetzt ganz sicher, es ist absolut okay, ja wichtig, sich für indigene Kultur zu interessieren. Denn die Ignoranz, mit der ihr begegnet wird, befeuert ihren bis heute andauernden Niedergang. Man darf dann eben nicht so tun, als wäre man Teil der Kultur, sondern muss eine Artikulation der eigenen Außenperspektive finden.

So langsam bekomme ich eine Idee, wie ein Stück aussehen könnte. Es soll eine Arbeit für Video und Musikinstrumente werden und von Orten der Tongva und Chumash handeln. Der Arbeitstitel lautet *Places of Yaanga*.

Yaanga ist der Name eines Dorfes, das sich an der Stelle des heutigen Los Angeles Downtown befand. Es wird von den Tongva-Gabrieleño-Natives stellvertretend für Los

Angeles verwendet beziehungsweise würde verwendet, wenn heute noch jemand die Tongva-Sprache im Alltag benutzen würde.

In den Videos sollen Location Shots von Orten zu sehen sein, die mit der native-amerikanischen Geschichte in Verbindung stehen. Im Malibu Creek State Park filme ich einen Ort, wo sich früher ein Dorf der Chumash befand. An derselben Stelle wurde 1968 unter der Regie von Franklin J. Schaffner *Planet of the Apes* gedreht.

Es ist, je mehr ich darüber nachdenke, eine eigenartige Überlagerung von Ebenen, die hier zusammentrifft. Affen behandeln Menschen wie Tiere, sprechen ihnen jedes rationale Verständnis ab und sperren sie in Käfige. In Museen der Affen sind Schaukästen eingerichtet, die schematisch über das Leben der Menschen informieren. Der Film hat einen kritischen Ansatz. *Planet of the Apes* thematisiert das Überlegenheitsgefühl von Rassen. Es ist eine Analogie auf fehlende Empathie von Menschen gegenüber fremden Kulturen und Lebensformen.

Gleichzeitig ist der Ort, an dem diese Kritik in Szene gesetzt wurde, ein Ort, wo

indigenes Leben aufgrund der vermeintlichen Überlegenheit der weißen Kolonialisten verschwunden ist, ohne dass dies den Machern des Films bewusst war. Ich muss an Garmonbozia denken, an eine tieferliegende, unbewusste Schicht, aus der die zerschlagene Maispaste der indigenen Geschichte aufsteigt.

Am Topanga Beach mache ich einen weiteren Location Shot. Der beliebte Surfspot

Assoziationen mit Menschenzoos wachrufen. Andererseits gibt es ein starkes ökologisches Bewusstsein bei vielen Natives, bei denen Landschaften, Berge und Gewässer als heilig gelten. Die Veranstaltung lässt sich also auch verstehen als ein Event, das die Ressourcen der Natur und des Meeres zelebriert.

Bei diesem Event habe ich eine Wiederbegegnung mit den Liedern des Bear Dances.

Diese Zartheit berührt mich und zugleich vermittelt sie mir das traurige Gefühl, dass diese Musik immer das museale Relikt einer unwiederbringlichen Vergangenheit bleiben muss.

markiert das nördliche Ende des Tongva-Territoriums. Früher soll er ein Friedhof gewesen sein. In seinem Sand seien Gerippe von Walen aufgestellt.

Weitere Aufnahmen mache ich in Yaanga/Downtown, der Mission San Gabriel, wo früher die Tongva interniert waren und an den Kuruvungna Springs, der letzten heiligen Quelle in L.A., von der die angrenzende University Highschool gerne sehen würde, dass sie zugunsten eines Parkplatzes zubetoniert würde.

Moompetan im Long Beach Aquarium und The Morongo Cahuilla Fire and Lightning Bird Song Contest

Gegen Ende meines Aufenthalts in Kalifornien besuche ich zwei Veranstaltungen mit sehr unterschiedlichem Charakter.

Moompetan ist eine zweitägige Präsentation von südkalifornischen, indigenen Tänzen und Musik. Sie findet kurioserweise im Meeresaquarium von Long Beach statt. Also gewissermaßen in einem Zoo. Das kann man merkwürdig finden und ungute

Hier werden sie ohne jede Restriktion was Tonaufnahmen betrifft frei vorgetragen. Die Besucher*innen hier kennen wohl auch die Funktion der Bear Dance Musik nicht. In diesem Moment ist die Batterie meines Aufnahmegerätes leer. Es soll wohl so sein, denke ich.

Dann bekomme ich zum ersten Mal die einzige, gesichert überlieferte Musik der Tongva zu Gehör. Es sind elf kurze Lieder, die nur bekannt sind, weil sie 1911 von Anthropologen gemacht wurden und auf einer Wachsplatte im Smithsonian Institute lagern. Der Gesang klingt zart und für meine Ohren irgendwie ostasiatisch. Begleitet ist er von fein und hoch klingenden Rasseln aus Schildkrötenpanzern und Seeigeln. »Tongva didn't have drums« erklärt mir Tongva Elder Julia. Diese Zartheit berührt mich und zugleich vermittelt sie mir das traurige Gefühl, dass diese Musik immer das museale Relikt einer unwiederbringlichen Vergangenheit bleiben muss.

Etwas sehr Anderes erlebe ich einige Tage später in Morongo, in der Wüste, 100 Meilen östlich von Los Angeles. Das Cahuilla Fire and Lightning Bird Song Contest ist zwar öffentlich zugänglich, hat aber nicht den Charakter von einem Powwow mit Traumfängerständen und Rainbow Bridge Märchen, sondern alles spielt sich im Wesentlichen in einer große Zelthalle ab, in der gesungen und getanzt wird.



Morongo, Fire and Lightning Bird Song Contest, 2017 © Genoël von Lilienstern

Die Bird Songs haben es durch ein historisches Nadelöhr geschafft. Native-amerikanische Kultur wurde in den USA bis in die frühen 1980er Jahre unterbunden, ja vielerorts verboten. Wenn der Strang der oralen Tradition einmal abbricht, wird es schwierig. Vielleicht muss man dann eine neue Tradition beginnen, wie die Aztec Dancers.

Im Falle der Cahuilla lebten noch drei ›Onkels‹, ältere Männer, in der Wüste um Palm Springs, die die Bird Songs noch konnten, als die indigene Kultur schließlich weniger oppressiv behandelt wurde. Junge Menschen begannen sich für diese Lieder zu interessieren und erlernten sie. Über die Jahre wuchs die Zahl derer, die sie beherrschten und bei verschiedenen Anlässen sangen. In Morongo war nun das Ergebnis dieser wiederauflebenden Tradition zu sehen. Vielleicht eintausend Menschen saßen aufmerksam auf den Tribünen und folgten den Auftritten vieler, verschiedener Gruppen aus Sängern und Tänzerinnen. Der Stolz und die Kraft, die ihnen das gab, war jede Sekunde zu spüren. Hier hatte etwas sehr Machtvolles überlebt. ■

Genoël von Lilienstern ist Komponist. Er lebt in Berlin und ist Mitglied der KI-Komponistengruppe ktional. 2017 war er Stipendiat der Villa Aurora in Los Angeles.